三

Nach langer Zeit ist Elias der erste Mann, den Clara wirklich näher kennenlernen will. Und Elias stellt erstaunt fest, dass er sich im Zusammensein mit Clara nicht ständig an einen anderen Ort wünscht. Sie genießen die ersten gemeinsamen Wochen in vollen Zügen. Kein Gezerre aneinander, kein Wunsch, den anderen zu verändern. Stück für Stück erfahren sie mehr voneinander. Clara besucht mit Elias dessen Tochter, und Elias begleitet Clara auf der Suche nach ihrer dementen Mutter, die sich mal wieder selbstständig gemacht hat. Alles scheint zu passen, auch die vorherigen Leben. Dennoch macht der Altersunterschied der älteren Clara Angst. Elias wiederum weiß nicht so recht, wie man im Leben zu etwas steht, denn als Schauspieler versteht er es, sich immer wieder aus der Wirklichkeit ins Spiel zu retten. Als Clara ein Jobangebot in einer anderen Stadt annimmt, kommt es zum ersten Konflikt, denn sie will auf keinen Fall eine Fernbeziehung führen. Elias kann sich nicht sofort entscheiden, mit ihr zu gehen, woraufhin sie sich kurzerhand wutentbrannt von ihm trennt. Eine voreilige Entscheidung, wie sie bald feststellt, denn als Elias' Ex-Freundin sich mit Nachrichten von ihm meldet, gerät ihr ganzes Leben ins Wanken.

Ewald Arenz, 1965 in Nürnberg geboren, hat englische und amerikanische Literatur und Geschichte studiert. Er arbeitet als Lehrer an einem Gymnasium in Nürnberg. Seine Theaterstücke und Romane, darunter *Alte Sorten* und *Der große Sommer,* sind mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet worden. Der Autor lebt mit seiner Familie in der Nähe von Fürth.

Ewald Arenz

Die Liebe an miesen Tagen

Roman

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de
Mit freundlicher Genehmigung
des DuMont Buchverlags, Köln
© 2023 DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Einbandgestaltung:
Lowlypaper / Marion Blomeyer,
Foto: Plainpictures / Marion Blomeyer
Einbandmaterial:
Wibalin® NSB Fühlkarton®
der Fa. Winter & Company GmbH, Eimeldingen
Vorsatzpapier:
Surbalin der Fa. peyer graphic GmbH, Leonberg
Satz: Angelika Kudella, Köln
Gesetzt aus der Aldus Nova Pro
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany 2023
ISBN 978-3-7632-7468-0

1

Wie schnell der Garten verwildert war! In den ersten Jahren war sie immer noch herausgefahren. Im Spätwinter die Apfelbäume beschnitten. Im März das Frühbeet bepflanzt. Im Juni Johannisbeeren geerntet … alles Dinge, die sie vorher nie getan hatte. Alles Dinge, die Paul ihr gezeigt hatte. Waren es nicht immer die Frauen, die Gartenarbeit liebten? Ihr hatte das nie viel bedeutet, aber sie hatte immer gemocht, Paul dabei zuzusehen. Weil er so sehr in dem aufging, was er gerade tat.

Clara stieg aus dem Auto. Die Tür schlug heftiger zu als beabsichtigt. Es war ungewöhnlich windig. Unbeständig und kühl – so waren diese frühen Apriltage bisher gewesen. So wie sie. Unbeständig und kühl. Aber etwas hatte sich geändert, etwas war in Bewegung gekommen. Deswegen war sie so lange nicht hier gewesen, und deswegen war sie jetzt kurz entschlossen hergefahren.

Das Häuschen erschien ihr wie immer, wenn sie angekommen waren. Die blau gestrichenen Läden zugeklappt. Das Dach womöglich noch ein wenig niedriger als früher. Der alte Weinstock, dessen Stamm sich müde an die Fassade lehnte, hatte noch nicht ausgetrieben. Der Wein kam immer spät. Aber die Heckenrose am Zaun mit ihren jahrelang ungestutzten Ranken sah aus, als hätte sie Angelschnüre in Richtung des Hauses ausgeworfen. Das Rot der letztjährigen Hagebutten eine leuchtende Verlockung gegen den wilden, wolkeneilenden Himmel

an diesem winddurchwehten blauen Frühlingstag. Wenn sie es so fotografierte, würde es sicher nicht so schwer sein, einen Käufer zu finden. Sie nahm die Kamera und versuchte ein paar Bilder. Ein wenig von der Stimmung konnte sie einfangen. Der Stimmung um das Haus. Nicht von der, die in ihr war und die sie eigentlich nicht anrühren mochte, um sie nicht zu zerstören. Sie klappte den Briefkasten auf. Der Schlüssel lag noch immer darin, begraben unter uralter Werbung. Und dann, wie mit einem starken Windstoß, war doch alles da. Die Erinnerung an die vielen Male, die sie gekommen waren, um zu renovieren, zu streichen, alte Möbel herzubringen, die sie auf Trödelmärkten gekauft hatten, und schließlich, um einfach ein Wochenende hier zu sein. Diese kleinen, schon fast vergessenen Zufriedenheiten, die erst im Rückblick zu Glück wurden. Dass man die Augenblicke nicht genug genossen hatte! Dass immer eine Kleinigkeit nicht gepasst hatte! Wenn Clara daran zurückdachte, fiel es ihr schwer, zu verstehen, dass sie das damals nicht aufgesogen hatte, in sich hineingetrunken, bis sie von diesem Glück satt war, erfüllt, so erfüllt, dass sie müde wurde und ihr weich die Lider zufielen vor Glück. Sie straffte sich und nahm die Kamera wieder hoch. Das würde nicht noch einmal passieren. Nie wieder.

Später saß sie auf der Veranda, die sie miteinander gebaut hatten. Sie hatte sich einen der Stühle aus dem Holzschuppen geholt und ihn gegen die Mauer gekippt. Sie liebte es, so zu sitzen. Schon seit der Schule. In der Schwebe; immer um diesen Punkt der Balance herum, den man nur für wenige Augenblicke halten konnte, ohne sich anzulehnen oder wieder nach vorne zu fallen. Manchmal leuchtete die Sonne rot vor ihren geschlossenen Augen auf, und sie spürte eine flüchtige Wärme im Gesicht, dann zog in rascher Folge wieder eine Wolke vorbei und es wur-

de ebenso schnell kühl. So allein und so still hatte sie noch nie hier gesessen. Die Stille ließ die alten Bilder aufsteigen. Sollten die Erinnerungen ruhig kommen, sie hauten sie nicht mehr um. Eine Bö fegte um die Hausecke, traf Clara und sie riss reflexhaft die Beine hoch, um nicht hintüberzukippen der Stuhl landete hart auf den Beinen, und sie musste lachen. Die Erinnerungen vielleicht nicht, aber der Wind. Die Realität. Das Heute. Nur, weil man im Gestern überlebt hatte, hieß das noch nicht, dass es nun wieder klappen würde.

Sie sah die Fotos durch. Ein paar Aufnahmen von den Innenräumen musste sie noch machen. Gerade war der Himmel ziemlich frei und das Licht innen sicher schöner.

Sie ging zurück ins Haus. Es war, als träte man in eine winterliche Kirche. Das Haus war seit Ewigkeiten nicht mehr geheizt worden, und die Kälte nahm ihr den Atem. Dabei schien die Sonne durch die Fenster und zeichnete alles freundlich und weich. Das lichtbraune Holz des niedrigen Tischs. Die verblichenen Polster der alten Sessel aus den Fünfzigerjahren. Sogar die verwaschen altweißen Kacheln der kleinen Küche. Alles sah honigwarm aus, ließ sich wunderbar fotografieren und war doch eiskalt. Sie atmete auf, als sie durch die Vordertür wieder ins Freie trat. Der Wind kam ihr auf einmal freundlich mild vor.

Das Museum meiner Liebe, dachte Clara. Zu verkaufen.

2

Elias rollte die schmale Gasse zwischen dem Friedhof und den ältesten Häusern der Stadt bis zum Kopf der Treppe, die in den unteren Teil der Stadt führte, stieg ab und nahm das Rad auf die Schulter. Er hätte wie sonst auch die längere Strecke um den Friedhof herum nehmen können, aber dieser Weg war der schönere. Diese Apriltage, bevor der Frühling mit Macht kam, die waren die schönsten. Wenn es noch kühl war und windig, so wie heute, aber die Sonne durch die ziehenden Wolken hindurch schon überall lichte, flüchtige Versprechen auf die Mauern und den Asphalt und die vorbeifahrenden Straßenbahnen zeichnete. Versprechen von etwas, das er gar nicht richtig benennen konnte. Manchmal quälte ihn das. Wie verlorene Töne eines wunderbaren Songs, die zu einem herüberwehten. Ein Song, den man unbedingt ganz hören wollte, aber man konnte nicht einmal genau sagen, aus welcher Richtung die Töne kamen, und wenn man anfing zu gehen, dann war man schon zu laut, um sie noch hören zu können. In solchen Momenten fühlte sich die Alltagszufriedenheit immer leer an. Als ob es viel mehr geben müsste.

Es war noch früh, und er hatte viel Zeit. Er hätte Vera nicht so früh verlassen müssen, aber manchmal hielt es ihn einfach nicht mehr bei ihr. Dann lag er neben ihr wach, hörte ihr ruhiges Atmen, und die Gedanken strömten durch seinen Kopf, ohne dass er einen davon weiterverfolgte. Es war, als ob man

sich selbst beim Denken zusähe. Diese Morgenmomente waren die ehrlichsten. Genau dann hielt er es nicht mehr aus, dort zu liegen, weil er das Gefühl hatte, am falschen Ort zu sein. Hier am Fuß der Treppe in der morgenkühlen Stadt zu stehen, das fühlte sich richtig an. Er stieg auf und fuhr gemächlich die Straße zur Stadtmauer entlang. Es gab da einen Vorgarten, auf den er sich jeden Frühling freute. Er gehörte zu einer der wenigen Villen aus der Gründerzeit, die es in der Vorstadt noch gab. In dem Garten stand eine uralte Magnolie, deren Zweige bis über den zweiten Stock reichten. Jedes Jahr, seit er das erste Mal hier gewesen war, freute er sich wieder auf die Blüte. Es lag etwas Beruhigendes und Vertrautes darin, dass sich jedes Jahr die Knospen öffneten. Wenn er im Winter den Zaun passierte, über den die Zweige der Magnolie hingen, hielt er manchmal an, um die Ansätze der Knospen zu betrachten. Die kamen immer wieder. Er würde irgendwann nicht mehr vorbeikommen.

Flüchtig dachte er an Vera. Nicht, sagte er sich selber. Warum mussten Beziehungen immer schwierig sein? Warum konnte sie ihn nicht einfach lassen, wie er war?

Er war an dem Vorgarten angekommen, stützte sich mit einem Fuß auf den Sandsteinsockel und hielt sich am eisernen Zaun fest. Noch hatten sich die Blüten nicht geöffnet. Die brauchten wohl noch ein paar Tage. So sollte es sein. An den Magnolienknospen zupfte auch keiner, damit sie sich öffneten. Entweder blühten sie oder eben nicht. Ja, dachte Elias, als er sich abstieß und in die Pedale trat, Menschen waren keine Pflanzen und Beziehungen keine Magnolien. Aber das Bild war trotzdem passend.

Obwohl er ungewöhnlich früh kam, stand Mareike schon auf der Bühne und schob die Kübel mit den Gummibäumen hin und her. Elias setzte sich in den kleinen Zuschauerraum und sah amüsiert zu. Mehr hätte er auch nicht tun können. Mareike hatte großartige Ideen, konnte sie aber nicht immer so mitteilen, wie man das von einer Regisseurin erwartete. Er mochte die Atmosphäre eines Theaters am Morgen. Sie war in fast allen Häusern, in denen er bisher gespielt hatte, ähnlich. Die Stille, bevor die Techniker kamen oder die anderen Schauspieler. Es roch ganz leicht und trocken nach Schminke und unverwechselbar nach verbranntem Staub unter den Scheinwerfern. Das würde es irgendwann nicht mehr geben, dachte er, wenn sie auch hier LED-Scheinwerfer bekämen. Ob er es merken würde? Oft merkte man ja lange Zeit gar nicht, dass etwas fehlte. Wie alte Leute, die immer schlechter hörten und erst merkten, dass sie die Vögel nicht mehr akustisch wahrnahmen, wenn sie über ihnen scheinbar lautlos in den Bäumen sangen.

»Sieht das so besser aus?«, fragte Mareike atemlos, als sie alle Kübel in eine Reihe an den vorderen Bühnenrand gezerrt hatte. Elias hob beide Hände in einer unschuldigen Geste.

»Kommt darauf an, was du willst«, meinte er. »Wenn du uns auf diese Weise sagen möchtest, dass wir dir nicht gut genug sind … dass die Zuschauer uns besser nicht beim Spielen sehen sollten, dann ist es gelungen.«

»Man muss die Bühne nicht ganz sehen!«, sagte Mareike, komplett in ihrer Idee gefangen. »Ihr räumt sie dann nach und nach weg. Im Laufe des Stücks. So wie die Wahrheit auch nach und nach ans Licht kommt.«

Es war gar keine so schlechte Idee.

»Zimmerlinden und Gummibäume sind also unsere Lebenslügen. Hm«, machte Elias, »ich hatte es immer geahnt.«

Er hatte nur einen Scherz machen wollen, aber es waren diese Augenblicke, in denen sein Beruf so großartig war. Auch der Applaus, klar. Nach einem intensiven Spiel am Rand der Bühne stehen, wenn man allmählich aus der Rolle zurück ins Leben glitt und die Zuschauer wieder wahrnahm und merkte, dass man selbst es war, dem der Beifall galt. Das auch, ja. Aber die tiefen Augenblicke waren meistens die stillen, so wie jetzt. Die, in denen in seinem Inneren plötzlich ein Wort widerhallte wie in einer Kathedrale. Lebenslüge.

»Tja«, sagte er zu Mareike, während er aus dem Zuschauerraum zu ihr auf die Bühne stieg, »es gibt wohl kein richtiges Leben im falschen.«

»Guter Satz«, sagte Mareike nachdenklich. »Wirklich gut. Den könnten wir fürs Programmheft verwenden.«

»Ich weiß.«

Er war für eine Sekunde versucht, nichts weiter zu sagen.

»Ist nicht von mir. Hätte er aber sein können«, fügte er lächelnd, schnell, hinzu. Mareike grinste gutmütig.

»Die Probe fängt erst in einer halben Stunde an. Du musst noch nicht spielen.«

Sie kannte ihn schon ganz gut, dachte er, während er quer über die kleine Bühne in die Garderobe ging, die sich fast direkt anschloss. Das Theater war nicht groß. Im Treppenaufgang hingen die Plakate der Produktionen der letzten Jahre. Ein paar Jugendstücke. Eine Minioper. Natürlich ein Stück von Sarah Kane … das hatten sie nicht hingekriegt. Es war nicht schlecht, hier zu sein, dennoch vermisste er manchmal die großen Häuser. Den ganzen Apparat um einen herum. Man hatte dort immer das Gefühl, dass sich alles um einen drehte, selbst wenn man keine Hauptrolle spielte. Hier mussten sie sich sogar selbst schminken. Aber dafür konnte er Jule öfter sehen.

Er trat ans Fenster und sah in den Hinterhof hinab. Auf drei Seiten rote, fensterlose Ziegelfassaden. Er hätte noch enger gewirkt, wenn da nicht die große Linde in der Mitte gewesen wäre, die sich über die wenigen Tische wölbte.

Damals hatte sich alles richtig angefühlt. Mona und er, kurz nach der Schauspielschule. Das Theater: eine ganz neue Welt. Und sie beide neu an der Küste angelandet; voller Lust, sie zu durchstreifen, zu erforschen, zu entdecken. Alles, was dort war. Alles sein können, was man wollte. Aber vor allem: Kämpfende und Liebende.

Bühnenfechten. Dabei hatten sie sich kennengelernt. Die Fechtmeisterin war wirklich einmal Fechterin gewesen und zeigte ihnen ab und an die echten Stöße, Ausfälle, Paraden. Mona, die so sanft sein konnte, war dabei wild. Wenn du ohne blaue Flecken aus der Stunde kommst, ist es nicht richtig, hatte sie einmal lachend gesagt. Und sie beide immer zusammen: Stockkampf. Schwertkampf. Bühnenprügeleien. Die waren das Beste. Einmal hatten sie auf der Straße eine Schlägerei gemimt. Hatten die Leute zusammenlaufen und die Polizei rufen lassen, um sich dann, mitten aus den Ohrfeigen heraus, zu küssen und lachend Hand in Hand davonzurennen.

So war auch ihr erster Sex gewesen. Wie Bühnenfechten: Sie hatten wohl beide das Gefühl gehabt, dass sie nur so taten, als ob; dass alles noch ein Spiel war, niemals ernst sein konnte. Es war großartig. Und als Mona dann schwanger war … Jule hätten sie niemals anders nennen können als eben Jule. Wie hätte die Tochter von zwei einundzwanzigjährigen Theaterverrückten sonst heißen sollen? Und so wie sie ineinander verliebt gewesen waren, so waren sie dann in Jule verliebt. Bis irgendwann aus dem Bühnenfechten die echten Kämpfe wurden. Darüber, wie das Leben jenseits der Bühne aussehen sollte.

Wir können nicht spielen, dass wir zusammenleben, hatte Mona geschrien. Wir müssen es wirklich.

Alles ist nur ein Spiel, hatte er zurückgeschrien und es auch wirklich so gemeint. Wie anders sollte man das Leben sonst leben?

Sie hatten sich getrennt, wie sie sich gefunden hatten, aber es war ein ungleicher Kampf. Wie konnte man mit einem Schaudegen ein echtes Florett parieren? Er zerbricht, und das Florett trifft dich und geht durch dich hindurch, und plötzlich kannst du nicht mehr atmen vor Schmerz, weil deine Liebe auseinanderfliegt wie in einer Explosion. Liebe alleine reichte nicht. Liebe war wie ein weiches Metall. Sie musste erst im Alltag gehärtet werden, um biegsam und fest zugleich zu sein. Wie ein Florett. Mona hatte das verstanden. Ihm hatte das Gefühl gereicht, und der Alltag hatte ihn nicht interessiert.

Er stieß das Fenster auf und atmete die kühle Frühlingsluft, den Blick nachdenklich in die noch lichte Linde gerichtet. Damals …

Und trotzdem: Was für ein Glück Mona gewesen war. Für ihn. Für Jule. Weil sie trotz allem nie vergessen hatte, wie und weshalb sie sich damals ineinander verliebt hatten. Wenigstens das hatte zwischen ihnen die letzten fünfzehn Jahre gehalten.

Überhaupt hatte Mona recht gehabt: Man konnte das Leben nicht spielen. Wahrscheinlich war er deswegen zu früh zur Probe gekommen. Weil er schon wieder mit einer schwierigen Beziehung spielte.

»Diesmal aber«, vertraute er der Linde halblaut an, »diesmal aber kein Kind.«

3

Clara lehnte sich zurück, legte den Brief neben die Teetasse auf den Tisch und sah aus dem offenen Fenster in den wolkenzerfetzten Aprilhimmel.

Schweine!

Ein Brief! Sie waren nicht mal mutig genug, sie zu einer Besprechung ins Büro zu holen und ihr zu sagen: Sorry, Clara, du weißt, es läuft nicht gut. Alle Zeitungen müssen sparen. Du hast doch sowieso nicht Vollzeit gearbeitet. Schau dich einfach nach was anderem um.

Nein. Ein Brief.

… bedauern wir, Ihnen mitteilen zu müssen, dass aufgrund unumgänglicher Einsparmaßnahmen … eine Weiterbeschäftigung ist deshalb nur unter veränderten Bedingungen … würden wir uns freuen, Ihre Entscheidung innerhalb der nächsten vierzehn Tage …

All das wusste sie selbst: Welche Zeitung brauchte noch Fotografinnen? Für das, was die Zeitung an Fotos benötigte, reichte das Handy zehnmal. Dafür musste man keine ausgebildete Fotografin einstellen.

Verdammt! Sie hatte immer angenommen, dass es notfalls genau andersherum laufen würde. Dass sie die Stelle behalten würde, weil sie in Teilzeit arbeitete und weniger kostete. Aber anscheinend rechnete es sich mehr für sie, Stefan zu behalten. Der hatte außerdem noch kleine Kinder. Konnte sie auch ver-

stehen. Sozialer Verlag. Mitarbeiterfreundlich. Aber leider nur zu den anderen.

Clara sah wieder aus dem Fenster. Gestern war der Frühling in der Luft gewesen. Heute trieb feiner Regen durch das Grau. Manchmal wehte die Feuchtigkeit in Schwaden herein. Eigentlich mochte sie das, aber jetzt gerade ließ es sie frösteln.

Sie nahm den Brief noch einmal in die Hand. Auf Honorarbasis! Da konnte sie gleich Pizza ausfahren.

Sie stand auf, weil sie irgendetwas tun musste. Weil sie nicht einfach sitzen bleiben konnte, wenn man ihr gerade den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Sie ging durch die Küche in ihr Arbeitszimmer und trat dort auf den kleinen Balkon. Schön. Jetzt musste sie sogar rechnen, ob sie sich diesen Blick in den Hinterhof noch würde leisten können. Sie hing sehr an der Wohnung. Es hatte damals fast ein halbes Jahr gedauert, bis sie endlich aus der anderen, viel zu großen Wohnung hatte ausziehen können und diese hier gefunden hatte. Die beiden Kastanien im Hinterhof. Ein Balkon, der ihr erlaubte, über die Häuser hinweg auf das breite, gemütliche Kupferdach der Schule mit dem imposanten Glockenturm zu sehen. Im Sommer konnte man von hier aus das Falkenpaar sehen, das dort nistete, und an den Abenden den unbeschwerten Flug der Schwalben. Obendrein eine lebendige Gegend. Sie wohnte gerne in der Stadt. Sie korrigierte sich in Gedanken: Sie wohnte gerne hier in der Stadt.

Ein kurzer Moment der Panik, dann atmete sie tief ein und erinnerte sich: Es gab viel Schlimmeres als das. Das hier war gar nichts. Sie verhungerte nicht. Sie musste nicht sofort ausziehen. Ihre Wohnung war immer noch ihre Wohnung, und der Kühlschrank war zumindest gestern Abend noch ordentlich gefüllt gewesen. Und außerdem war da noch das Häus-

chen. Warum war sie manchmal so? Warum erlaubte sie sich diese völlig unbegründete Angst? War das so, wenn man nicht mehr jung war? Ja. Sie war gekündigt. Aber das war alles. Sie musste sich etwas Neues suchen. Das ging tausend anderen auch so.

In Wirklichkeit war es keine schlimme Nachricht. Als Paul damals nach Hause gekommen war, hatte sie sich eben darüber geärgert, dass er wieder keinen Joghurt besorgt hatte. Normalerweise stand sie eher auf, aber an diesem Freitag hatte er so früh gehen müssen. Auf dem Frühstückstisch hatte das leere Joghurtglas gestanden. Eine dieser Kleinigkeiten. Lächerlich, wenn sie heute daran dachte. Aber vielleicht verhielt man sich so, wenn man noch nicht wusste, was im Leben tatsächlich Bedeutung hatte. Dass man dann versucht, den anderen zu ändern, um nicht selbst gelassener sein zu müssen. Dass man am anderen zieht, ohne zu merken, dass man dadurch von ihm verlangt, einen selbst weiterzubewegen. Weil man nämlich stillsteht, wenn man so etwas tut.

Das leere Joghurtglas war wichtiger gewesen als die eigentliche Frage, als Paul vom Arzt nach Hause gekommen war. Vielleicht auch, weil man nie damit rechnet, dass diese Dinge einem selbst zustoßen. Man ist nie Teil der Statistik, die man liest.

Hast du Joghurt mitgebracht? Er war schon wieder alle. Warum …

Er war anders gewesen, als er die Tür aufgeschlossen hatte. Nicht bleich, wie es immer in den Büchern hieß. Nur anders.

Nein, hatte er still gesagt. Vergessen. Ich … der Arzt hat gesagt, ich soll ins Krankenhaus.

Was?

Sofort. Ich soll sofort ins Krankenhaus.